



Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. — 90 Pfg. zu beziehen.



Der Karren.

Ein Badeabenteuer. Von C. Sarken.

Es ist durchaus nicht wahr, daß ich ein Weiberfeind bin, wie es mir vielfach nachgesagt wird. Ich könnte beinahe sagen: im Gegentheil; nur Das ist richtig, daß ich ein abgesetzter Feind der Ehe bin, und, wie ich glaube, nicht ganz ohne Grund.

Freilich kann ich ja, — Gott Lob, — nicht aus eigener Erfahrung von all' den Wolken sprechen, welche nur zu bald dem Manne jenen Himmel verdunkeln, in den er durch das „Ja“ vor Pfarrer und Standesamt gekommen zu sein glaubt; aber es ist ja nur zu bekannt, daß alle Ehen, fast ohne Ausnahmen (und diese bestätigen nur die Regel), unglücklich sind.

Es ist und bleibt ein wahres Wort: Auf den Raufsch der Liebe folgt der Kater der Ehe.

Ja, so eine vorübergehende Liaison, das ist ganz etwas Anderes! Da kann man jeden Tag, wenn Einem die Sache über ist, einen Punkt machen und, wenn man will, einen neuen Absatz beginnen.

Freilich, meine Freunde glaubten immer, wenn ich diese Ansichten zum Besten gab, es wäre mir nicht Ernst damit, und wenn ich häufig in längerer Rede obigen Sinnes ausgelassen hatte, so folgte mindestens ein spöttisches, überlegenes Lächeln und der dicke, phlegmatische Baron Z. verfehlte sicher nicht, wenn er dabei war, zu sagen: „Und ich wette, er heirathet doch!“

Man war nämlich im Kreise meiner Bekannten der — natürlicherweise ganz unbegründeten — Ansicht, daß ich alle Anlagen zu einem tüchtigen Ehegatten und Familienvater hätte, mithin vom Schicksal eo ipso zur Ehe bestimmt sei.

So hatte ich auch wieder einmal, als wir eben über die kürzlich erfolgte Verlobung Eines aus unserem Kreise sprachen, meinem Herzen Luft gemacht und in wahrhaft schrecklichen Farben das Bild der Ehe gemalt, das nun auch unseren Freund erwartete: so drastisch und schauerlich, daß mir ordentlich selbst bange wurde und ich sicher glaubte, alle Zuhörer zu meiner Meinung über fraglichen Gegenstand befehrt zu haben, als plötzlich der dicke, phlegmatische Baron Z., wie weiland Cato sein *esterum censes*, vernehmen ließ: „Und ich wette, er heirathet doch!“

Empört über diese Herzensverstocktheit, begab ich mich

bald nach Hause und dachte darüber nach, wo ich dieses Mal den Sommer zubringen sollte.

Der Juli war bereits da, und die ungewöhnliche Hitze ließ es räthlich erscheinen, möglichst bald den Staub der Stadt mit — — ja, mit was? — zu vertauschen.

Nachdem ich lange hin und her gedacht, entschloß ich mich endlich, Ostende die Ehre meines Besuches zu Theil werden zu lassen.

Längerer Vorbereitungen bedurfte es ja nicht, und so fuhr ich denn wenige Tage später hinaus in jenes schönste und vornehmste aller Nordseebäder, das ich vor drei Jahren zum letzten Male besucht hatte und freute mich nun, alte Bekanntschaften zu erneuern, neue anzuknüpfen, überhaupt nach jeder Richtung hin mich in den Strudel des dortigen BADELEBENS zu stürzen.

Die Badeinstitutionen selbst sind ja zu bekannt, als daß ich sie hier zu schildern brauchte: ein Badeplatz für das weibliche Geschlecht, der gar nicht, einer für das männliche, der wenig frequentirt wird, und ein gemeinsamer für beide Geschlechter, der sehr besucht wird.

*

Ich ging an den Strand, um meinen schwitzenden Leichnam in den kühlen, tosenden Wellen zu erfrischen.

Wie gewöhnlich lenkte ich meine Schritte nach dem gemeinschaftlichen Badeplatz.

Als ich mein Badezeug von dem Wärter erhalten, suchte ich einen Karren, ließ mich hinansfahren ins wilde Meer und stieg, nachdem ich mich entkleidet, in die wallenden, wogenden Wasser hinein.

Der Badeanzug war mir viel zu weit, aber ich hatte nicht die Muße, mich nach der Ursache umzusehen, da die See hoch ging und ich die Wellen pariren mußte.

Endlich, nachdem ich mich genug erfrischt, ging ich zurück, um mich anzukleiden, da — Teufel! ich habe die Nummer meines Karrens vergessen!

Que faire? sagt bekanntlich Zeus in ähnlicher Lage und ich nun mit ihm.

Ich laufe die Reihe herauf!

Nichts, was mich auf die Spur bringen könnte.

Ich laufe sie herunter!

Wieder nichts.

— Ah, doch! Dort 22, der sieht mir ja so bekannt aus, ja, ja, das ist er!

— Gerettet.

Ich steige die Stufen hinauf, öffne die Thüre; es ist ein Doppelfarren für Eheleute, z. Ja, ja, einen solchen hatte ich ja getroffen! Wichtig!

In der ersten Abtheilung ist Niemand, natürlich! wie sollte auch!

Ich öffne die Thür zur zweiten Abtheilung, um da die Toilette zu — — Himmel, welch' ein Bild!

Was Wunder, daß ich wie Ithys Weib, seligen Andenkens, starr wie eine Salzsäule stehen blieb?

Ich stand und stand, endlich — doch ich muß wohl sagen, wovon ich stand und welch' ein Anblick es war, der mich zu besagter Säule umschuf.

Nun, ich erblickte auf der Bank der Zelle eine Dame;

da ich eine solche hier nicht erwartete, wäre Das schon genug gewesen, mein Staunen zu erregen. Ueberdies war die Dame völlig unbekleidet und ihre Situation eine nicht ganz gewöhnliche. Die junge Dame, die nebenbei mindestens „majorem“ war und über keine außergewöhnlichen Reize zu verfügen hatte, saß da, den rechten Fuß auf das linke Bein gelegt und trocknete ihre rothigen Fußzehen.

Daß diese Stellung ganz dazu angethan war, „Alles“ im besten Lichte zu zeigen, brauche ich wohl nicht zu sagen.

Das Wunderbarste an der Scene war nur, daß besagtes weibliches Wesen, mich lächelnd anblickend, die ganze Zeit in ihrer Position verharrte, bis sie endlich, ihre Lippen öffnend, sagte:

— Die Dame hat sich wohl in dem Karren geirrt; dies ist Nr. 22.

— Himmel, die hält mich für 'ne Dame! denke ich, — freilich, bei meinem bartlosen, hübschen Gesicht ist das schon möglich, aber — — mein Gott, ich habe ja auch einen Frauenanzug an, also deshalb die Weite und Unbequemlichkeit, na, was na nu?

Das waren so die Gedanken, die mir durch den Kopf schossen, schneller, als es sich so erzählen läßt.

Endlich ermanne ich mich, stammle eine Entschuldigung und will die Zelle verlassen.

Da springt aber die Dame auf, die wohl neben anderen Zeichen mich an meiner Stimme als Mann erkannt haben mochte und mich festhaltend, ruft sie:

— Ein Mann, ein Mann! Hilfe, ein Mann! und sich unterbrechend: Herr, Sie sind hier eingedrungen, um mich zu entehren; dann wieder Hilfe rufend, fährt sie zu mir gewendet, der ich schon wie in Schweiß gebadet dastehe, fort:

— Sie haben mich kompromittirt, Sie müssen mich heirathen.

— Na, Das fehlte noch! schwitzte ich.

Natürlich, wer würde mir glauben, daß ich den Anzug unabsichtlich angezogen, das war ja undenkbar! Aber heirathen, ich und so was? Da würde am Ende gar der dicke Baron 3. Recht behalten.

Und dazwischen das immer lauter werdende Geschrei der Jungfrau, — ich fürchtete für meinen Verstand. Noch zwei Minuten und ich war wahnsinnig. Das war noch das Einfachste, dann ging ich allen Unannehmlichkeiten aus dem Wege. Blödsinn ist immer ein mildernder Umstand.

Ich versuchte noch einmal mein Glück:

— Verzeihen Sie, meine Gnädige, es ist ein Irrthum, ein Mißverständnis — —

— Sie müssen mich heirathen, mein Herr! Sie haben mich kompromittirt!

Ich, der geschworene Feind der Ehe, heirathen, ich, ein Weib, das ich nie zuvor gesehen, und ein solches Weib! Ich fühlte mein Haar erbleichen.

Einen Ausweg, ein Königreich für einen Ausweg!

Schon hörte ich die Stimmen der Badewärter, die der seltsame Lärm herbeigelockt hatte.

In diesem Augenblicke — die Noth war aufs Höchste gestiegen — kommt mir eine rettende Idee: Ich eile der Badewärterin entgegen und in dem Augenblicke, da sie eintreten will, flüstere ich ihr zu: „Hundert Mark, wenn Sie mich retten!“

Doch schon ist die Heirathsfurie mir auf den Fersen; sie will ihre Beute nicht fahren lassen und beginnt mit verdoppelter Kraft zu heulen, sie sei kompromittirt und ich müsse sie heirathen!

— Aber was fällt Ihnen denn ein, mein Fräulein, der Herr Baron ist ja schon verheirathet und die Frau Baronin ist ebenfalls hier.

O, gottvolle Badedienere! diese so einfache Lüge, die man mir nicht geglaubt hätte und mit der Du mich rettetest, ist unbezahlbar und kostet mich nur hundert Mark.

Die Dame mit den rosigten Fußchen war mit einem Schlage verstummt und ich konnte mich unter den schützenden Fittigen der Badewärterin zurückziehen.

So hatte denn der dicke Baron J. doch nicht Recht behalten. Doch habe ich in jenem kritischen Augenblicke zwei Dinge gelernt: 1. daß man sich sein Badefostium genau ansehen und 2. daß man sich die Nummer seines Karrens merken soll.

Das Schönste.

Der Weizhals spricht: „Auf dieser Welt

Das Schönste ist ein Haufen Geld!“

Der Becker ruft: „Bei Gott! der Wein

Kann nur das Allerschönste sein!“

Dem Lebemann zu jeder Zeit

ist es die lust'ge, hübsche Maid,

Dem Spieler ist's ein hohes Spiel,

Dem Streber ein recht fernes Ziel,

Die Dienstmagd aber senkt gar schwer:

„Das Schönste ist — das Militär!“

Max Klose.

Der Stimmzettel des Herrn van der Truff.

Von Armand Silvestre.

I.

Herr van der Truff war ein kleiner, dicker Mann mit breiten Backenbärten, welche ausgespreizten Fischlossen glichen, einem vorspringenden Bauche, dünnen Beinen und einer wichtig thnenden Miene, welche auf den ersten Blick zu Ohseigen herausforderte. Obgleich er also im Ganzen genommen aussah, wie ein mit Wind gefüllter Schlauch, war er nichtsdestoweniger vollgestopft mit deutschem Wissen, wie er denn auch in dem Städtchen, wo er wohnte, der eifrigste Agitator für die deutschen Aspirationen jenseits der Mans war. Er schwor auf Deutschland und auf die Ausrottung der lateinischen Racen, die seiner Ueberzeugung nach sich überlebt hätten. Nach seinem Kopfe mußte ganz Westeuropa deutsch werden. Sein Arbeitszimmer war mit Wandkarten tapeziert, auf welchen diese seine geographischen Ideen in allerhand bunten Farben ausgeführt waren. Frankreich kam dabei sehr schlecht weg; er ließ ihm nichts als die baskischen Provinzen; als Kompensation schlug er das Thal von Andorra dazu.

Diese radikalen politischen Grundsätze hinderten Herrn van der Truff indessen nicht, ein ganz entseßlicher Hahnrei zu sein.

II.

Denn Frau van der Truff (in der intimen Umgebung Heloise genannt) war ein weit lebenswürdigeres Wesen als ihr Gatte. Es war eine jener Töchter des Nordens, welche die

spanische Invasion in den Niederlanden völlig umgewandelt hat. Aus der Kreuzung dieser beiden Racen ging einer der schönsten Frauen-Typen hervor, die ich kenne. Man trifft ihn schon in den Ardennen an. Man denke sich Geschöpfe mit den reichen Formen der Frauengestalten eines Rubens und rabenschwarzem Haar, tiefdunkeln Augen und einem wunderbaren, mattbraunen Teint.

Die sehr ehrenwerthe Frau van der Truff hatte — wie ich bereits weiter oben angedeutet — einen Liebhaber. Dies war der hübsche Stadtrath Moulauer, ein sanfter Philosoph, der die Fragen der internationalen Politik aus ganzem Herzen verachtete und ihnen die Freuden der Liebe weitans vorzog. Ein Kuß auf ein Paar frische, rosige Lippen galt ihm mehr als die ganze Donau-Dampfschiffahrt oder das Gleichgewicht im türkischen Budget. Was aber den sogenannten Schlüssel der Dardanellen betrifft, so überließ er ihn für einen einzigen zärtlichen Blick seiner süßen Freundin dem erstbesten Eisenwäddler.

O Moulauer, wie sehr begreife ich Dich! und wie sehr wäre der Weltfriede gesichert, wenn alle Leute so dächten wie Du!

III.

Die Zeit der Senatorenwahlen war herangekommen. Dies war für Herrn van der Truff eine sehr kritische, höchst wichtige und interessante Epoche. Denn es handelte sich darum, einen Mann zu wählen, welcher der Idee der Germanisation mit Leib und Seele ergeben war, den abseuflichen Juden Isak Snob.

Für den Stadtrath Moulauer war dies nicht minder eine sehr interessante Epoche; denn während Herr van der Truff in die Wirthshäuser ging, um dort für seinen Kandidaten Propaganda zu machen, oblag Moulauer mit der süßen Heloise einem Zeitvertreib, der unendlich lieblicher war, als die Politik. Auch Heloise wünschte, daß die Wahlzeit so lange als möglich dauern möchte und da sie sehr fromm war, betete sie, daß es zu einer Stichwahl kommen möge, damit Alles von vorne beginne.

Da der große Tag der Wahl nahte, hatte Herr van der Truff mit vieler Sorgfalt seinen Stimmzettel vorbereitet. Auf ein Stück feinen Papiers hatte er den Namen Isak Snob geschrieben und diesen Namen mit einer Art Rahmen-Zeichnung umgeben, in die er seine ganze dekorative Kunst legte. Es war eine schöne Guirlande, an den vier Ecken in eine preußische Pickelhaube auslaufend. Acht Stunden hatte er diesem kleinen kalligraphischen Wunderwerke gewidmet, welches er dann in die Hosentasche steckte.

Am Wahltage verließ er schon bei Tagesanbruch das Haus, denn er hatte gute zwei Meilen zu Fuße zurückzulegen, um an den Wahlort zu gelangen, wo er seinen kostbaren Stimmzettel in die Urne werfen wollte.

Ich lüge nicht, wenn ich sage, daß eine halbe Stunde nach seinem Abgang der Herr Stadtrath Moulauer in galanter Weise seinen Platz an der Seite der schönen Frau van der Truff einnahm. Man frage mich nicht, wozu? Denn ich werde keine Antwort geben.

IV.

Wer flucht so arg dort auf der Heerstraße und strampft dabei mit den Füßen und geberdet sich wie ein Narr?

Es ist Herr van der Truff, meine Freunde, der gutt von der Truff, der auf halbem Wege die Entdeckung machte, daß er sein kalligraphisches Wunderwerk, seinen so kostbaren Stimmzettel zuhause vergessen habe. Um sich schöner zu machen, hatte er sein neues Beinkleid angelegt und bei dieser Gelegenheit den Stimmzettel in der Tasche der andern Hose vergessen. Diese andere Hose lag — er sah sie von da aus — am Fuße seines Bettes, auf einer Sessellehne. Er hat auf den herrlichen Stimmzettel so viel Zeit und Mühe verwendet und nun soll



— Wie glücklich Du bist, Betty! hast schon nach drei Tagen einen Verehrer.

— Gnädige schrecken die Herren mit ihrem großen Bademantel ab.



— Sie frottiren ausgezeichnet, Doktor! Ich fühle mich nachher immer so wohl! . . . so wohl! . . .

— Und ich so unwohl! . . . so unwohl! . . .

er mit dem erstbesten Stück Papier stimmen wie alle Welt? Nein; er machte kehrt und begann nach Hause zu laufen, so rasch als seine dünnen Beinchen seinen Dickwanst nur immer zu tragen vermochten.

— Ach, mein Gott, ich bin verloren! rief Heloise, als sie hörte, wie ein Schlüssel in das Schlüsselloch gesteckt ward.

— Ei, wär' ich doch tausend Meilen weit von da! fügte Herr Stadtrath Moulauer hinzu, indem er sich unter die Bettdecke verkroch, was unter solchen Umständen stets von Nutzen ist.

Seiner Zerstretheit sich schämend wollte Herr van der Truff durchaus kein Geräusch machen. Das Zimmer lag noch im Halbdunkel und er dachte an Alles eher als daran, daß Jemand in seinem Ehebett liegen könnte.

— Still, ich bin's, liebe Frau, sagte er; schlafe nur! Die „liebe Frau“ that wie ihr geheißten und beeilte sich nicht, die Kerze anzuzünden. Was Herr Stadtrath Moulauer that, haben wir bereits gesagt.

Schon hatte Herr van der Truff wieder leise die Thüre geschlossen und sich auf den Weg gemacht. Er hatte sein Bein- kleid gefunden wo er es zurückgelassen und in der Tasche desselben das schön zusammengefaltete Papier, das er nun an sich nahm, um im Lauffschritt nach der Kreisstadt zu eilen.

V.

Er kam noch rechtzeitig an und beeilte sich, seinen Stim- zettel in die Urne zu werfen. Und nun erwartete er die Stim- menzählung, indem er sich mit stillem Triumphe sagte:

— Ich bin überzeugt, man wird erwathen, daß es mein Zettel ist!

o unverhoffter Triumph! Er selbst wurde zum Vor-

sitzenden der Stimmenzählungs-Kommission ernannt. Man machte sich an das Skrutinium; ein Mann entfaltete die Stimmgettel und las die Namen, die Anderen schrieben, Herr van der Truff als Vorsitzender überwachte Alles.

Plötzlich rief der Mann:

— Ein Zettel ungiltig! und warf das Papier unwillig zu Boden.

— Warum ungiltig? fragte van der Truff mit stren- ger Miene.

— Der Stimmgettel ist ungiltig! sage ich Ihnen. Es ist ein schlechter Scherz.

— Ich will sehen! sagte Herr van der Truff.

— Sie sind von Sinnen!

— Ich will sehen; das ist mein Recht!

— Nun denn, schauen Sie, wenn es Ihnen Vergnü- gen macht!

Herr van der Truff stürzte sich auf das Papier, ent- rollte es hastig und las:

„Morgen um vier Uhr früh geht dieser Tölpel van der Truff nach der Kreisstadt. Ich erwarte Dich spätestens um fünf, mein Liebster. Wir wollen fröhlich und guter Dinge sein.

Deine treue Heloise.“

Stille Frage an den Mond.

Da drinnen wogt die Quadrille,
Man tänzelt, scherzet und lacht,
Ich stehe hier einsam und stille
Und schaue hinaus in die Nacht.

Mir ist so wehe und trübe,
Mein Kopf ist so schwer und so wül,
Er schwur mir, daß er mich liebe,
Und ich weiß nicht — was er ist!

H. Thom.

Huſarisch.

Novelle von M. Kollden.

„Aber Lyda! heute doch nicht so fürchterlich, sondern erzähle hübsch ordnungsmäßig, was geschehen ist.“

Natalie, die schöne, geistreiche und nicht bloß lebenslustige, sondern auch lebenskluge Natalie Kamm bemühte sich vergebens, die kleine, rei-



zende, blonde Frau zu beruhigen, welche vor ihr niedergefunken war und ihr blondes Engelsköpfchen schluchzend in dem Schooß der älteren Freundin barg.

„O Natalie, liebe, liebe Natalie!“

Als diese sah, daß ihr begütigender Zuspruch nicht half, lehnte sie sich resignirt in dem Fauteuil zurück, in welchem sie saß, und beschränkte sich darauf, stumm ihre feine, aristokratische Hand auf die goldigen Locken der Weinenden zu legen. Sie wußte, daß sich der Sturm in dem Herzen der Gräfin Lyda von Billefort bald legen würde.

Es dauerte auch gar nicht lange, so hob die Letztere ihr in Thränen gebadetes Gesichtchen in die Höhe, sah mit großen, unschuldigen, blauen Augen zu Natalie empor und stöhnte:

„O, ich bin recht unglücklich! namenlos unglücklich!“

Die erfahrene Freundin schien nicht recht daran zu glauben, denn sie schüttelte den Kopf zu diesem erneuten Gefühlsausbruch, und anstatt darauf zu antworten, wischte sie mit einem feinen Watisttaschentuch mißbilligend die Flecke weg, welche das salzige Naß auf ihrem leichten Morgengewande zurückgelassen hatte.

„Du wirst mir noch die ganzen Spitzen verderben, Lyda,“ sagte sie in vorwurfsvollem Ton.

„O verzeih', verzeih', theuerste Freundin!“ entschuldigte sich die Gescholtene, ein Paar Händchen faltend, die so winzig waren, wie die eines Kindes. „Ich bin so desperat! aber zu wem soll ich meine Zuflucht nehmen, an wen mich wenden, wenn nicht an Dich, die Du mich schon seit der Geburt kennst?“

Natalie beugte sich zu Lyda herab und zwang sie, die zierliche, leichte Gestalt emporhebend, zum Aufstehen. „Komm,

setze Dich zu mir auf das Sopha, und sprich Deinen Kummer frei von der Leber weg, dann werden wir sehen, was zu thun ist.“

Wie ein Käsechen kauerte sich da die Gräfin auf den Divan und bohrte förmlich ihren Kopf in den Schoß Nataliens.

„Mein Mann, mein armer Mann!“ kam es dumpf, wie aus einer Vertiefung hervor.

Dieser Ausruf erschreckte Frau Kamm. Sie wußte, wie sehr das gräßliche Ehepaar Billefort, trotz der Verschiedenheit des Alters der Ehegatten (der Graf war fast um zwanzig Jahre älter, als seine Frau) sich in Liebe zugethan war, und fürchtete, daß dem wackeren Grafen ein Unglück zugestoßen wäre.

„Um Gottes Willen, was ist mit ihm geschehen? Ist er krank?“ rief sie ängstlich.

Lyda hob ein klein wenig das Köpfchen und blinzelte die Fragende an.

„O nein, er ist ganz gesund,“ erwiderte sie. „Ich glaube sogar, daß er fuchsmunter ist.“

„Nun also . . .“

„Ach Natalie,“ seufzte Lyda tief auf, „ich liebe ihn so sehr! so innig!“

„Ich weiß es.“

„Ja, er ist so gut, so zärtlich, so aufmerksam.“

„Gewiß, Herzchen, das hast Du mir schon oft gesagt!“ bemerkte Natalie, „aber Dein Mann hat sich über Dich ja auch nicht zu beklagen. Du betest ihn an, Du pflegst ihn in der aufopferndsten Weise, wenn er die Gicht hat.“

„Ach die Gicht!“ ächzte Lyda, „Das ist es eben.“

„Du stopfst ihm seine geliebten Pfeifen.“

„Ja ich stopfe.“

„Nunz, Du thust Alles, was ein vernünftiger, billig denkender Mann nur von seiner kleinen, reizenden Frau verlangen kann. Ihr seid gewissermaßen quitt.“

„Ja, Das habe ich mir auch immer gedacht,“ sagte Lyda mit innigem Ton, „und in diesem Bewußtsein war ich glücklich. Aber seit gestern Abend ist es anders geworden. Siehst Du Natalie, wir sind nicht mehr quitt. Ich habe eine Schuld auf mich geladen, die ich nie, nie mehr gut machen kann. O mein armer Charles, mein armer, lieber Charles!“

Natalie lächelte. Die Geschichte belustigte sie nachgerade. Welches entsetzliche Verbrechen hatte dieses kleine, unschuldige Frauchen auf sich geladen, das sie so ganz aus dem Häuschen brachte? „Es wird ein rechter „Schmar“ sein, den Du angestellt hast,“ meinte sie.

„Schmar?“ Das Gesicht Lydas nahm einen fast beleidigten Ausdruck an.

Wie konnte ihre beste Freundin ihr zumuthen, nur einen „Schmar“ angestellt zu haben!

„Ja, wenn Das, was ich gethan habe, nur ein Schmar ist, dann weiß ich nicht mehr, was „Gut“ und was „Schlimm“ bedeutet. O, o! Natalie, ich bin ein Nabenaß! ein infames, niederträchtiges Frauenzimmer!“

Die ältere Freundin schien bei diesen Ausbrüchen immer mehr belustigt. Mit Spannung, aber doch wieder beruhigt sah sie der weiteren Eröffnung Lydas entgegen. Sie nahm aus einer vor ihr liegenden Bonbonniere ein Zuckerl und steckte es der herzigen, blonden, kleinen Frau ins Mäulchen.

Diese zerdrückte es trotz ihres Jammers mit Behagen zwischen Zunge und Gommen. Sie schien aus dem süßen Genuß Kraft zu saugen, denn ein mächtiger, erleichternder Seufzer hob ihren fast kindlichen Busen.

„Siehst Du,“ sagte sie jetzt mit sicherer Stimme, „ich könnte es ja für mich behalten. Niemand brauchte etwas von der Sache zu wissen, doch läßt es mir keine Ruhe. Die ganze Nacht habe ich geweint und nicht gewußt, was ich anfangen soll, bis ich mich endlich heute früh entschlossen habe, aus unserer sommerlichen Villa zu Dir herauszufahren, um in Deinen verschwiegene Busen meinen Schmerz, meinen Gram und meine Reue niederzulegen.“

„Das ist recht, Goldchen. Ich wundere mich nur, wie es Dir möglich war, die ganze Nacht zu heulen, ohne Deinen Mann zu stören!“

„Der ist ja gar nicht zu Hause.“

„Ach so.“

„Er ist schon seit drei Tagen beim fünften Armin Sie pürschen. Wäre Charles zu Hause gewesen, so hätte es ja nicht passieren können.“

„Nun also, Schuß! Heraus mit der Sprache! Was ist passiert?“ ermunterte Natalie die Freundin.

Lyda unterdrückte ein erneut aufsteigendes kramphastiges Schluchzen, indem sie ihr Taschentuch fest in den Mund stopfte, daß die Augen heraustraten, antwortete aber nicht, sondern legte ihre Händchen mit dem Handrücken und ausgepreizten Fingerchen in schräger, aufrechtstehender Stellung an ihre, von blinden Lockchen umrahmte Stirn.

Natalie begriff dieses Zeichen nicht sogleich und schüttelte den Kopf. „Ah!“ machte sie plötzlich, „Das ist ja gar nicht möglich! Lyda, Du hättest . . .!“

Diese nickte eifrig zum Zeichen des Verständnisses und bewegte noch immer die ausgepreizten Finger an den Schläfen.

„Hörner, Lyda?“

Erneutes Nicken.

Natalie sprang auf. Es war unerhört. Die feinsche, zarte, blonde Lyda mit den Taubenaugen und den strengen Grundfäsen hatte ihrem Manne Hörner aufgesetzt, hatte den besten aller Gatten betrogen, unglaublich!

„Um Gott, Lyda, wie ist Das gekommen?“

„Mein Vetter Heinrich . . .“

„Was! der Bengel?“

„O, ich bitte mir ans! Er ist kein Bengel. Hättest Du ihn nur so kennen gelernt, wie ich gestern . . .“

„Gott sei Dank, daß ich's nicht habe,“ murmelte Natalie.

„Ja, so wie ich, so, so, ach, Natalie!“

Die schöne Frau zuckte mit den vollen Schultern. Sie war gerade keine Tugendheldin und neigte der Ansicht zu, daß die Männer in dem Maße betrogen zu werden verdienen, als sie selbst betrügen. Sie hatte, wie behauptet wurde, zu Lebzeiten ihres Mannes mehrere intime Verhältnisse gehabt, und, daß sie jetzt, als Wittve, nicht „einschichtig“ lebte, versteht sich fast von selbst, ebenso, daß sie ihrer Freundin keine weiteren Vorwürfe machte, trotz ihres grenzenlosen Erstaunens über das Vernommene.

„Ich hätte es mir nie gedacht, von Dir wirklich nicht,“ sagte sie. „Nach Deinem Benehmen und der so eben gezeigten Verzweiflung scheint Dich gerade nicht die Liebe in die Arme Deines Veters getrieben zu haben.“

„O nein, ich hasse ihn, ich verachte ihn!“ rief Lyda.

„Nun Das wird wohl auch nicht so ganz richtig sein,“ lächelte Natalie. „Du weißt ja, Schatz, ich bin gerade nicht so sehr rigoros, und Du brauchst mir gegenüber nichts zu beschönigen. Also erzähle!“

Lyda fühlte sich trotz der Liebe zu ihrem Manne und der aufrichtigen Reue, die sie jetzt noch über ihren Fehltritt empfand, doch etwas geschmeichelt, der Mittelpunkt eines Liebesabenteuers zu sein, wenn auch der Held desselben nur ihr Vetter Heinrich war, der „Bengel“, wie ihn Natalie wahrscheinlich deshalb genannt hatte, weil er noch als Jähwirth, gleich einem unabgeführten Jagdhund, auf die Fährte der Damen ging, und der Stern des Lieutenant's ihm erst aus der Ferne verheißungsvoll winkte. Etwas, wie Befriedigung malte sich auch in ihrem feinen Gesichtchen ab, als sie nun der aufmerksam zuhörenden schönen Frau Ramm zu erzählen begann:

„Mein Gott!“ rief sie, „ich weiß eigentlich gar nicht, wie es gekommen ist. Auf einmal hatte er mich beim „Kra-vattel“ und er ließ mich nicht eher los, als bis . . . als bis . . . es vorüber war. Du weißt ja, daß mir der Heinrich schon lange die Cour macht, aber ebenso wie Du, habe auch

ich immer darüber gelacht; es ist Dir ja auch bekannt, daß mir nichts so viel Vergnügen machte, als ihn so recht „auf-zuziehen“ und zu necken. Nun, das habe ich gestern auch gründlichst besorgt, aber diesmal hat er sich's nicht so mir nichts dir nichts gefallen lassen, und mir bewiesen, daß er doch nicht so ganz das „Bübchen“ ist, für welches wir ihn hielten. Das ist aber so gekommen. Er wußte, daß mein Mann nicht zu Hause sei und hatte sich, wer weiß durch welche Spiegel-sechtereien, vom Dienste weggeschwindelt. Früh um zehn Uhr war er schon bei mir, und ich freute mich eigentlich darüber, denn in der Villa da draußen ist es so allein gar zu langweilig. Natürlich lag ich noch im Bett, als er kam, und ich nahm durchaus keinen Anstand ihn zu empfangen. Mein Gott! warum hätte ich es nicht thun sollen? Es wäre auch in Anwesenheit meines Mannes geschehen, der ja immer behauptet, daß Frauen im Bett viel decenter aussehen, als auf dem Ball. Ich ließ meinem Vetter ein Frühstück serviren, welches er auf meinem Bettrand sitzend verzehrte, wobei er sich aber so nett und bescheiden benahm, trotzdem ich ihn wieder gründlichst aufzog, daß ich ihn, als ich ihn hinauswerfen mußte, um aufzustehen, erlaubte, mich auf die Stirne zu küssen. Die Stunden bis zum Diner um vier Uhr wurden so verträudelt; was soll man auch im Hochsommer viel auf dem Laude machen? Nach dem Essen zog ich mich mit meinem Vetter bei Kaffee, Cognac und Cigaretten in mein Vouloir zurück, wo es am kühlfsten ist. Der liebe Heinrich scheint etwas zu viel Champagner getrunken zu haben, denn er wurde gleich unwirth, als ich über sein knabenhaftes, unabgeschliffenes Wesen spottete und bemerkte, daß der Mann bei mir erst mit dem Lieutenant anfängt. Ein Wort gab das andere, bis er endlich wüthend aufsprang. „Jetzt habe ich es satt“, schrie er, „und wenn Du nicht aufhörst, Lyda, mich auf diese Weise zu frozeln, so magst Du Dir die Folgen selbst zuschreiben. Ich werde Dir zeigen, daß ich auch schon als Jähwirth ein Mann bin, ja, ein Löwe.“ — Selbstverständlich plagte ich auf diese pathetischen Worte in lautes Lachen aus.“

„Ein Löwe, Du, ein Löwe! höhnte ich. „Sage lieber: ein großmäuliger Esel.“

„Bei meinem letzten, — ich muß es gestehen — beleidigenden Ausruf ging eine merkwürdige Veränderung mit Heinrich vor. Er wurde abwechselnd roth und blaß, die Adern schwellen ihm auf der Stirn, er sagte aber nichts, sondern griff nach der vollen Cognacflasche, die er an den Mund setzte und ein Viertel leer trank; dann zog er seine Blouse aus, kramelte die Aermel seines Hemdes in die Höhe, als ob er Jemanden schlachten wollte, . . . und dann ging es los! Ach, Natalie! der Heinrich kann wirklich unter Umständen ein Löwe sein! So kam es, aber ich bereue es bitter und will es nie, nie wieder thun.“

Natalie lächelte.

„Man kann Dir eigentlich kaum einen Vorwurf machen. Der löse Junge hat Dich eben überrumpelt. Allerdings hättest Du Dich wehren können.“

„Ich fühlte mich so schwach,“ seufzte Lyda, „und war so erschrocken, daß ich gar nicht daran gedacht habe. Auch hatte er es sehr leicht mit mir, da ich wegen der großen Hitze nur leicht gekleidet war.“

„Das ist allerdings ein triftiger Entschuldigungsgrund,“ meinte die philosophische Natalie. „Also tröste Dich, Kind. Deinem Windbeutel von Vetter verbietet Du einfach das Haus, bist gegen Deinen guten Mann, wenn er wiederkommt, doppelt zärtlich, und die Geschichte hat sich gehoben. „Einmal ist keinmal“, sagt ja das Sprichwort.“

„Ach, Natalie!“ entgegnete die junge Frau seufzend — „ich habe selbst diesen Trost nicht.“

Caviar-Schnitten.

Bei einer alten Horizontalen.

— Ich wette, Sie haben niemals an Liebe geglaubt, sagt ein junger Skeptiker zu einer erfahrenen Bennispriesterin. Diese zeigt ihm mit triumphirender Miene ihr kostbares Mobiliar und ihre Gemälde und sagt:
— Schwachkopf! woher hätt' ich dann Albas?

*

Buchstäblich genommen.

Zu Restaurant bestellt ein Gast beim Kellner zwei Stück Cier; ein anderer Gast ruft dem Kellner nach:
— Mir auch zwei Stück, aber frische!
Der Kellner in der Küche bestellend:
— Vier Stück Cier! zwei sollen frisch sein!

*

Aus der Jofenwelt.

Herr A. ruft aus seinem Arbeitszimmer:
— Ich bitte Dich auf ein Wort, Liebste.
— Meinen Sie mich oder die gnädige Frau? fragt die Jofe.

*

Neulich überraschte Frau M. ihre Jofe in den Armen ihres Gatten.
Betty kam nicht im Mindesten in Verlegenheit, sondern sagte ganz einfach:
— Ich habe nicht geläutet, Madame!

*

Was sich geziemt.

Ein Herr im Zirkus kneipt eine Dame, die vor ihm sitzt, in den Oberschenkel.
Die Dame wendet sich entrüstet um und sagt:
— Mein Herr! Dergleichen sagt man Einem vorher.

Die schöne Luciole. (1)

Roman von Charles Aubert.

Erster Theil.

Die Mageren.

I.

Die Gesellschaft Rodion.

Gegen Ende des Monats Juli war eine Art fliegender Circus, halb Leinwand, halb Bretter, auf dem Marktplatz des Städtchens Arpajon aufgerichtet.

Es war nahezu neun Uhr, die Vorstellung sollte beginnen. Die ganze Gesellschaft Rodion befand sich auf der Estrade und schrie und gestikulirte. Die sechs Personen, aus denen die Truppe bestand, mußten ein langes Leben voll Entbehrungen hinter sich haben, denn sie waren erbarmungswürdig mager und überall, wo sie durchkamen, nannte man sie nur „die Mageren“.

Der alte Rodion, „der stärkste Mann Europas“, wie die Anschlagzettel besagten, war ein abgemagerter Hercules mit schlanken Formen, breiten Schultern, schwächlich in der Taille, platt am Bauche, so daß Nichts die außerordentliche Kraft verrieth, mit welcher er gesegnet war. Neben ihm stand seine Frau, genannt La Sorque, eine eingeschrumpfte Alte mit wettergebräuntem Antlitz, die ihr ganzes Leben in einem kurzen Mouffelnröckchen und schmutzigen Tricots zugebracht hatte. Dergleichen sie bereits 50 Jahre zählte, führte diese „Reiterin

der alten Schule“ noch immer mit einer gewissen Kühnheit all die waghalsigen Kunststücke ihres gefährlichen Handwerkes aus.

Dann kamen die beiden Söhne Rodion: Frigoulet, der unvergleichliche Clown, und Alexis, ein schöner Jüngling, schwächlich und zart wie ein Mädchen, mit großen, träumerischen Augen.

Schließlich die schöne Luciole und Chambardas, ein großer, brauner, hagerer, knochiger Mensch, welcher auf dem Reck Wunderdinge verrichtete.

Mit besonderen Instrumenten ausgerüstet, machten diese Marktschreier so viel Lärm, als ihnen immer möglich war, um die friedlichen Bewohner des Städtchens anzulocken. Allein trotz ihrer Anstrengungen waren höchstens 50 Personen herbeigekommen, um dem prächtigen Schauspieler beizuwohnen.

Von Zeit zu Zeit hielten diese unglücklichen Artisten in ihrem Spektakel inne, und sandten verzweifelte Blicke umher. Endlich neigte sich der alte Rodion zu Frigoulet und sagte ihm rasch:

— Fangen wir an, es kommen nicht mehr Leute; laß diese eintreten.

Da entlockte Frigoulet, der ältere Sohn des Hercules, seiner Trompete eine letzte fürchterliche Fanfare, worauf er mit einer bewunderungswürdigen Zungengeläufigkeit eine Anrede hielt, welche die braven Leute von Arpajon vor Lachen schier bersten machte und sie dazu bewog, schleunigst und unter großem Gedränge in die Baracke zu strömen.

Ja, Frigoulet, im Publikum mehr unter dem Namen „Melonensprenger“ bekannt, war kein gewöhnlicher Spaßmacher. Den Leib in ein aus gelben und scharlachrothen Bändern zusammengesetztes, knapp anliegendes Tricot gepreßt, sah der junge Burche, der seine 6 Fuß maß, einer langen Flöte ähnlich. Von einer fast unbegreiflichen Magerkeit, knochig, schlecht gebaut, mit langen, knotigen Gliedern, langen Beinen, die sich in Form eines Compaß' öffneten, riesigen Händen an den langen, hängenden Armen: so sah dieser Clown aus, der mit dieser Figur und seinem linkschen, schlotternden Gange unwiderstehlich die Heiterkeit herausforderte.

Was aber an ihm am meisten zu bewundern war, das war seine Nase, die in einer geradezu fabelhaften Weise gewachsen war. Nicht nur war sie von unwahrscheinlicher Länge, sondern auch verhältnißmäßig dick und fleischig und fest und wohlgezeichnet, auf zwei breiten und voll entwickelten Nasenflügeln sitzend.

Neben dieser triumphirenden Nase verdient der Rest seines Gesichtes kaum erwähnt zu werden. In der That ward neben dieser Nase alles Andere klein. Er hatte kleine, hohle Wangen, eine kleine Stirn, ein kleines, zurückspringendes Kinn, kleine, schwarze Augen, die wie mit einem Bohrer eingesezt waren, aber sehr verständig zu zwinkern wußten.

Dagegen war das Maul reichlich geschlitzt, und wenn Frigoulet eine Grimasse zog, entblößte er 32 Zähne, die einem Buldogg zur Zierde gereicht haben würden.

Endlich gelblich-blonde, dicke, steife, kurzgeschorene Haare und ein Paar Ohren, welche ganz ungewöhnliche Formen von Muscheln nachahmen zu wollen schienen. Dies ist das Portrait des Lustigmachers im Circus Rodion zu Arpajon, die drolligste Physiognomie, die man sich vorstellen könnte.

Frigoulet entwickelte eine geradezu hinreißende Beredsamkeit an Worten, Gesten und Krümmungen des Leibes. Er schloß seine Harangue mit einem gewaltigen „Herreinspaziert!“ — welches von dem ganzen Chorus aus vollem Halse wiederholt wurde.

Die biederen Landleute von Arpajon, insoweit sie sich hier versammelt hatten, begannen nun mit plumpen, schweren Schritten die paar Stufen emporzuklimmen.

Die Sorgue hatte inzwischen an einem Tischchen Platz genommen und nahm die Eintrittsgelder in Empfang.

Ach, die arme Alte hatte nicht allzuviel zu thun.

Rodion warf noch einen letzten Blick auf den leeren Platz und sagte dann mit einem Seufzer: Fangen wir an, meine Kinder.

Die Artisten folgten ihm hinter den Circus, wo man einen ziemlich großen Raum abgesteckt hatte, welcher den Pferden als Stall und den Artisten als Ankleideloge diente.

In dem Winkel standen zwei verhungerte Schindmähren, welche den Versuch machten, ihren Hunger zu täuschen, indem sie an der Stren knabberten, die ihnen vorgeworfen war. In der Mitte stand ein Tisch, auf welchem das Schminkzeug lag, dann am Boden verstreut Sättel, Peitschen, Keise und dgl. Zeug in buntem Durcheinander. In einem andern Winkel lag ein Kanonenrohr. Dies war die Kanone des Hercules.

Neben der Thür, welche zur Manège führte, stand der Leierkasten, das Orchester der Gesellschaft Rodion, welchen die Mitglieder der Gesellschaft abwechselnd zum Nachen brachten.

Die Mageren spüteten sich jetzt, allein eine fieberhafte Unruhe verdüsterte ihre Gesichter.

Frigoulet fattelte die Pferde, Chambardas näherte sich ihm und sagte:

— Was hältst Du von der Einnahme?

— hm, nicht viel, meinte der Clown.

— Wir sind nun gut daran, Kinder, rief der alte Rodion, es ist kein Pulver da, um meine Kanone zu laden.

— Was sollen wir anfangen? Wir sind dem Waffenhändler schon zwei Kilo Pulver schuldig.

— Wie soll ich nun aber schießen?

— Bah, wir haben noch zwei Petarden, die werden wir abbrennen.

— Aber das Publikum?

— Wir werden ihm sagen, daß wir heute die Kanone nicht abschießen, um das schöne Geschlecht nicht zu erschrecken.

Seit einigen Augenblicken betrachtete der junge Alexis mit bekümmertem Miene die beiden lendenlahmen Säule, welche der Clown mit Bändern aufspugte.

— Die armen Thiere haben heute nichts gefressen, sagte er.

— Nicht mehr, als wir, entgegnete Frigoulet.

— Sie haben schon seit mehreren Tagen keinen Hafer bekommen.

— Was verschlägt's? Einige tüchtige Peitschenhiebe . . .

— Das ist eine saubere Nahrung.

— Schau nach, ob Luciole fertig ist. Sie kommt nach Chambardas.

In diesem Augenblicke erschien die Sorgue.

— Nun? fragten Alle.

— Da ist's, 13 Francs, erwiderte sie kühl.

Die Gesichter verlängerten sich in's Maßlose.

— Ach, welches Unglück! seufzte der Hercules. Wir sitzen nun im Pech bis an den Hals.

Draußen ward das Publikum ungeduldig und begann zu strampfen.

— Vorwärts! rief Frigoulet, wir müssen anfangen, sonst demoliren sie uns die Baracke. Kommst Du, Chambardas?

— Da bin ich schon.

In dem Augenblicke, als der lange Clown hinausfeilen wollte, wandte er sich noch einmal um und rief der Sorgue zu:

— Geh! Mutter, so lange noch etwas Geld da ist, würdest Du gut thun, einiges Brod und einen Liter Wein zu holen; meine Eingeweide schreien gen Himmel.

— Ich will einige Mundvorräthe holen, erwiderte die Alte.

Von Chambardas gefolgt, erschien nun der arme Frigoulet unter lautem „Hopp, Hopp“-Geschrei in der Manège und begann eine Serie von Sprüngen und Purzelbäumen, die von der Versammlung mit lautem Beifall und Gelächter aufgenommen werden.

Rodion hatte sich an die Drehorgel gestellt und bearbeitete nachdenklich mit matten, glanzlosen Augen die Kurbel, wodurch er dem ausgepumpten Instrument ein gräuliches Grunzen und Quicken entlockte.

Die Vorstellung hatte begonnen.

In dem Augenblicke, als die Sorgue das Geld nehmen wollte, das sie auf den Tisch hingelegt hatte, um zum Bäcker zu laufen, drang ein starker Mann in den hinter dem Circus reservirten Raum ein und legte seine breite Hand auf das Geld, indem er sagte:

— Einen Augenblick Geduld, ich will bezahlt werden.

— Und ich nicht minder, rief ein zweites Individuum mit rothem Gesicht, das hinter ihm eingetreten war.

Rodion wandte sich ganz bestürzt um, wobei er fortfuhr, die Kurbel der Drehorgel zu handhaben.

— Meine guten Herren! begann die alte Sorgue zu fluchen.

— Nichts, nichts, keine Ausflüchte mehr, unterbrachen sie die beiden Männer. Wir müssen unser Geld haben!

Der junge Alexis ward noch bleicher, als er gewesen und ließ muthlos die Arme hängen. Da er jener so häufig wiederkehrenden Scene, wie unbarmherzige Gläubiger ihnen die letzten paar Münzen wegnehmen, nicht beiwohnen wollte, ging er hinaus und lenkte seine Schritte nach dem großen Wagen der Gesellschaft, der hinter dem Circus stand.

Hier kleidete die schöne Luciole sich für die Vorstellung an.

Als der Jüngling sich dem Wagen näherte, sah er einen Mann, der da herumschlich, und sich jetzt rasch hinter die Baracke flüchtete, wie Einer, der gesehen zu werden fürchtet.

— Schon wieder der Baron! rief der junge Circusreiter wüthend aus.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Redaktion und Verlag: Budapest, Grenadiergasse 8.

Verlag von Gustav Grimm in Budapest.

Druck von F. Buschmann, Budapest (Harcisch-Bazar.)